In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 86. Posen, den 4. Oktober 1927. Nr. 86.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

5. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Herr Graf sind zu gütig gegen mich! Wie soll ich es Ihnen danken?"

„Mit nichts anderem, mein lieber, junger Freund, als daß Sie meine Erwartungen voll und ganz erfüllen, und ich erwarte das Größte und Höchste von Ihnen!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Schon wenige Tage darauf hatte Graf Waldstein in seinem Feuereifer alles besorgt, was mit seiner Absicht, Beethoven nach Wien zu bringen, in Zusammenhang war. Die Briefe an seine Wiener Freunde und an Haydn waren abgegangen, mit dem kurfürstlichen Hofmarschall hatte er die Entlassung Beethovens aus der Hofkapelle besprochen, die mit Rücksicht auf den angesehenen Fürsprecher bewilligt wurde; ja, Graf Waldstein hatte noch ein übriges getan, indem er für die Familie Beethovens, die durch seinen Abgang immerhin eine finanzielle Einbuße erlitt, eine Erhöhung der Pension des Vaters erwirkte. Damit konnte Graf Waldstein den Widerstand desselben gegen Ludwigs Abgang nach Wien leicht besiegen, und so war denn alles für den Anfang November 1792 vorbereitet.

Nur im Hause Breuning wußte man noch nichts von dem bevorstehenden Ereignis, denn Beethoven hatte nicht das Herz, Eleonore zu eröffnen, daß es galt auseinander zu gehen, zumal er es fühlte, daß dies ein Abschied auf ewig sein werde. Wenn er in Wien Glück haben und Karriere machen sollte, so dauerte dies immerhin einige Jahre, und ob Eleonore gewillt sei, auf ihn zu warten, das schien dem Ahnungsvollen nicht allzu gewiß. Was ihn betraf — er trug ihr Bild für ewig im Herzen, und Eleonore sollte der gute Geist bleiben, der ihn in der Ferne segensvoll umschweben sollte . . .

Mit diesen Worten hatte er seiner Geliebten während einer Klavierstunde seine bald anzutretende Reise nach Wien mitgeteilt.

Eleonoren traten die Tränen in die Augen, als er ihr dies mit ziemlich dürren, harten Worten sagte. „Nicht möglich!" rief sie erschreckt aus. „Und was geschieht mit mir, Ludwig?"

Er zuckte schmerzlich die Achseln. „Glaube mir, teure Eleonore, es schmerzt mich tief, dich verlassen zu müssen, aber mich ruft eine heilige Pflicht, der Kunst zu dienen."

„Wenn auch ein Herz darüber bricht!" schluchzte sie auf.

„Weine nicht, Lorchen! Ich liebe dich mehr als ich sagen kann und bringe es doch über mich, von dir zu lassen, weil es doch nicht für immer ist! Wenn es mir glückt, hole ich dich in wenigen Jahren als mein geliebtes Weib, und wenn nicht . . ."

„Das frage ich auch," unterbrach sie ihn. „Wenn es nicht glückt, dann haben wir beide alles verloren!" Sie ließ das Köpfchen sinken und rang die Hände.

„Eleonore, willst du mir treu bleiben und willst du meinem Genius vertrauen?" rief Beethoven mit Emphase aus.

„Ich will es!" sagte sie und blickte ihm voll in das Antlitz.

„Gedenkst du noch der Verse, die du mir zu meinem zwanzigsten Geburtstag gewidmet, Eleonore? Dort kam das Wort „ewig" zweimal vor. Ich trage das Blatt seit damals immer an meinem Herzen und daneben deinen Schattenriß . . ."

Eleonore sah ihn dankbar und voll inniger Liebe an.

„Du gute, treue Seele!"

„Willst du auf mich warten, Eleonore, und dein Schicksal an meines knüpfen?"

„Ich will es, Ludwig!"

Wie zu einem Treueschwur fanden sich ihre Hände und ihre Augen.

„Noch eine Bitte, Eleonore! Schreibe mir ein Abschiedswort in mein Stammbuch!"

Er reichte ihr das Buch aufgeschlagen hin, und sie ging damit zum Tische, auf dem Kielfeder und Schreibzeug standen. Sinnend blickte sie in die Luft, dann schrieb sie und reichte Beethoven die noch feuchten Zeilen, die er gierig überflog.

„Freundschaft mit dem Guten
Wächset wie der Abendschatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

Bonn, den 1. November 1792.

Ihre wahre Freundin Eleonore."

Beethoven schien im ersten Augenblick den tiefen Gedanken der Verse nicht zu erfassen, und er sah sie fragend an.

„Die Zeilen sind von Herder, dessen ‚Zerstreute Blätter' ich neulich las."

Er klappte das Buch zu und war sehr ernst geworden.

„Wir sehen uns noch des öfteren, Eleonore, ich reise erst in den ersten Tagen des Dezembers ab. Lebe indessen wohl!" Rasch erhob er sich und ließ die etwas verdutzte Freundin allein, die sich die Plötzlichkeit seines Aufbrechens nicht zu erklären wußte.

Ein Riß, ein unheilbarer Riß schien es zu sein, doch er war so geartet, daß man ihn von einem zum andern Augenblick in der verschiedensten Stimmung sehen konnte. Morgen würde er wohl wieder anders sein . . .

Aber Beethoven kam nicht morgen, auch nicht übermorgen, sondern er rüstete zur Reise. Graf Waldstein, sein Gönner, schrieb ihm noch zum Abschied in sein Stammbuch, unmittelbar neben dem Blatte Eleonorens:

„Lieber Beethoven! Sie reisen jetzt nach Wien zur Erfüllung Ihrer so lange bestrittenen Wünsche. Mozarts Genius trauert noch und beweinet den Tod seines Zöglings. Bei dem unerschöpflichen Haydn fand er Zuflucht, aber keine Beschäftigung; durch ihn wünscht er noch einmal mit jemandem vereinigt zu werden. Durch ununterbrochenen Fleiß erhalten Sie Mozarts Geist aus Haydns Händen!

Ihr wahrer Freund

Waldstein."

Am 3. November 1792 führte der Postwagen den jungen Beethoven in seine neue Heimat, nach Wien, und tränenden Auges nahm er Abschied vom Rhein . . .

III.

In der Stadt der Lieder.

Ein sonniger Sommertag war es gewesen, als der junge Beethoven vor fünf Jahren nach kurzer Anwesenheit die Wienerstadt verlassen hatte, und an einem trüben, regnerischen Novembertag kehrte er wieder dahin zurück. Die ganze Fahrt vom fernen Rhein an die Donau war ihm qualvoll gewesen. Tausend Gedanken knüpften ihn an die Heimat, die von Stunde zu Stunde ferner hinter ihm lag; der Vater, der in der jüngsten Zeit immer kränklich gewesen, die Brüder, deren Zukunft im Ungewissen lag und — was ihn am meisten bedrückte — die Erinnerung an Eleonore, deren holdes Bild er in und an seinem Herzen trug. Oft hatte er die wohlgetroffene Silhouette im Postwagen aus der Brusttasche hervorgeholt und bewundernd vor sich hingehalten, so daß seine Reisegefährten den finster dareinblickenden, stets schweigsamen jungen Mann mit merkwürdigen Blicken betrachteten. Oft summte oder trällerte er vor sich hin und hielt inne, so oft ihn ein fragender Blick eines Passagiers traf. Die Leute mußten ihn für einen exaltierten Mann, wenn nicht gar für einen stillen Narren halten, doch dies focht Beethoven, der ganz in sich verschlossen blieb, nicht im geringsten an, er fuhr nach Wien, seiner Zukunft entgegen . . .

Bei Sankt Pölten, dem letzteren größeren Ort vor Wien, gab es einen Aufenthalt, der sich länger hinzog, als es dem Ungeduldigen lieb war, doch es ging wieder weiter, und zu später Stunde rollte der Wagen endlich über das Glacis der Stadt zu, die er durch das Stubentor erreichte. Leichtfüßig sprang Beethoven aus dem Wagen, nahm sein Ränzel auf den Rücken und fragte nach der nächsten Herberge, denn am späten Abend konnte er zu keiner jener Personen gehen, an die ihn Graf Waldstein und andere in Wien gewiesen und mit Empfehlungsbriefen versehen hatten.

Man bezeichnete ihm den Gasthof „Zur Stadt London“ als den nächsten, und nach wenigen Schritten war Beethoven dort. Er begehrte eine Kammer für die Nacht, und man wies ihm eine solche an, einen kleinen, nach dem Hofe belegenen Raum, da man in die Zahlungskraft des unscheinbaren jungen Menschen, der höchst salopp gekleidet war, kaum besonderes Zutrauen setzte. Nach der polizeilichen Vorschrift, die damals strenger denn je gehandhabt wurde, mußte er sogleich den „Meldezettel“ ausfüllen, und er schrieb in denselben: „Ludwig van Beethoven, Musikus aus Bonn“.

„Herrjeh, ein Musikant sind Sie!“ schrie ihn der Aufwärter erfreut an. „Das is g'scheit, am Samstag und Sonntag abend hab'n mer immer Musik im Haus, da können S' gleich mittun! Welches Instrument spielen S' denn, junger Herr?“

„Orgel!“ sagte Beethoven, um mit dem Mann keine weitere Auseinandersetzung zu haben, kurz und abweisend.

Der Aufwärter schüttelte den Kopf und ging, den Gast allein lassend, der sich, da er von der Fahrt sehr ermüdet war, sofort zur Ruhe begab. Seine Gedanken vor dem Einschlafen kehrten wieder in die Heimat zurück, und auf das wackelige Tischchen neben dem Bette stellte er Eleonorens Bildnis, dem sein letzter Blick galt, als er die armselige Kerze verlöschte. Trotz seiner Müdigkeit dauerte es lange, bis er einschlief und ihn ein Traum erfüllte. Er sah sich vor einer hohen Treppe, die ins Unendliche aufwärts führte. Von jeder Seite kam ein Mann geschritten, die faßten ihn an den Händen und geleiteten ihn die Treppe hinauf, wobei himmlische Musik ertönte. Auf der obersten Stufe standen zwei Harmoniums, auf denen Bach und Händel herrliche Musik machten, und in seinen beiden Begleitern erkannte er nun in dem Glorienscheine jene Heroen — Mozart und Haydn, an deren Hand er zum Parnaß der Unsterblichen hinangestiegen war . . . Ein himmlisch schöner Traum, aus dem Beethoven erwachte, um sich in dem kahlen, finsteren Gasthofzimmerchen am Fleischmarkt zu finden . . .

— — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen machte Beethoven sorgfältiger als sonst Toilette, sogar sein etwas struppiges Haar versuchte er niederzukämmen und ging seine ersten Wege in Wien besorgen. In das Wiener Palais des Grafen Waldstein, wo für ihn Geld für die erste Zeit seines Aufenthaltes in Wien angewiesen war und wo er auch bis auf weiteres logieren sollte, und von dort ging es in die Vorstadt Gumpendorf, oberhalb der Windmühle, wo Haydn, sein neuer Meister, wohnte und in dessen Heim er mit hochklopfendem Herzen und mit Bangen eintrat.

Der große Meister stand eben im Zenith seines Ruhmes, hatte nicht nur in seiner österreichischen Heimat, sondern in ganz Deutschland und in England große Triumphe gefeiert und galt nun, nach Mozarts unerwartet frühem Heimgang, als der unbestrittene erste führende Komponist. Und diesem großen Manne sollte er nun gegenübertreten, nur mit seinem Können und der Empfehlung des Grafen Waldstein ausgerüstet.

Schüchtern klopfte deshalb Beethoven an der Wohnungstür des Meisters an, welche ein weiblicher Dienstbote öffnete, die ihn mißtrauisch ansah. Ihr Herr wurde von so viel Leuten, willkommenen und unwillkommenen, überlaufen.

„Was wollen S' denn?“ fragte sie mürrisch und machte die Tür knapp auf.

„Ich habe einen Brief vom Grafen Waldstein in Bonn an den Meister abzugeben und mich damit vorzustellen. Ich bin der Beethoven aus Bonn; der Meister kennt mich von dorther.“

„Ich werd' gleich nachfragen, ob der Herr von Haydn Sie empfangen kann!“ sagte die Frau und ging, Beethoven an der Schwelle stehen lassend, in die Wohnung.

Sehr bald kam sie zurück, und mit ihr ein Mann, der sichtlich gerade mit einer Kopiatur beschäftigt gewesen.

„Bitte, nur einzutreten, Herr van Beethoven; ich will Sie gleich bei Herrn Haydn melden, der von Ihrem Besuche seit Tagen schon verständigt worden ist und der Sie gerne erwartet.“

Beethoven überlief es trotz aller Förmlichkeit des Empfanges warm, und mit gespannter Erwartung nahm er auf einem Stuhle des nächsten Zimmers Platz, das zu Haydns Arbeitszimmer führte. Der Mann ging hinein und meldete Haydn die Ankunft Beethovens.

„Nur herein!“ klang die Stimme Haydns durch die geschlossene Tür, die rasch wieder aufging. Beethoven erhob sich eilig und ging mit raschen Schritten in Haydns Zimmer und blieb mit einer Verbeugung, die etwas linkisch ausfiel, einige Schritte vor dem alten Meister stehen.

Haydn saß in einem breiten, gepolsterten Lehnstuhl und schien für den Empfang des jungen Beethoven Festtoilette gemacht zu haben. Dem war aber nicht so, denn er hatte die Eigenart, so oft er Besuch empfing, sich in vollem Staat zu zeigen. So saß er denn mit der gepuderten und mit Seidenbändern gezierten Perücke, mit weißem Halstuch, das vorne mit einer breiten Goldschnalle geschlossen war, in heller, reich und bunt bestickter Weste von Seide, mit dem braunen Staatsrock angetan, gestickten Manschetten, schwarzseidenen Beinkleidern, weißen Seidenstrümpfen und Schuhen mit Silberschnallen; ein gar arges Gegenstück zu seinem jungen Besucher, der in bescheidenster Bürgertracht bei ihm erschienen war.

„Kommen Sie nur ein bissel näher, lieber Freund, und setzen S' Ihnen da her, mir gegenüber, damit wir bequem miteinander reden können!“

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Oktoberwiese.

Ein lustiges Stückchen von Karl Ettlinger, München.

„Jetzt hawwe Se mich awwer lang genuch mit Ihne Ihrm Elleboche in de Mage gestumbt! Jetz nemme Se emal Ihrn Punktroller aus mei'm Bauch eweck!"

Mit diesen, nicht gerade von Höflichkeit überfließenden Worten, wandte sich inmitten des Gedränges vor einer Schaubude ein Mann an mich. Ein Wonneschauer überrieselte mich: Frankfurter Deutsch! Unverfälschte Heimatklänge! Die Nachtigall unter den Mundarten! „Nun sage nur noch „Olwel!" zu mir," dachte ich, — und du kriegst in aller Oeffentlichkeit ein Busserl!"

Laut aber sagte ich, indem ich mich bemühte, so münchnerisch zu reden, wie es einer „Frankfurter Schnut" möglich ist: „Sie wern scho' entschuldigen, Herr Nachbar, aba die Depp'n dahint' stoßen mi ja selba!"

„No ja," mischte sich die jugendliche Gattin des Landsmanns in die Kontroverse, „merr maane's ja net so bees, awwer schließlich sin unser Bäuch" kaa Sofakisse net, wo for fremde Ellebögs druffsteht „nor e Verbelstindchen!" Ich will doch mein Mann net als Quetschemus von der Hochzeitsreis haambringe, ich braach'n noch länger!"

Ei, sogar auf der Hochzeitsreise? Diesem Pärchen mußte ich mich anschließen! „Ham S' koa Angst net," bot ich mich als Fremdenführer an, „i hilf Gahna scho!" Sie wern Gahna halt hier a bisserl schwer toa, als Ostpreußen!"

Vier lachende Augen strahlten mir spöttisch entgegen. „Ostpreuße? Ei, saache Se doch gleich Abessinjer zu uns!!! Hast de' geheert, Settche, Ostpreuße secht des Hinkel! Hahaha, Sie hawwe wohl Ihr Sprachstudie in em beschlagnahmfreie Affekäfig gemacht? Aus Frankfort sin merr! Mitte aus der Schnurgass'!"

„Haut scho!" beharrte ich „Ostpreuß'n und Frankfurt an der Oder, das liagt eh' dicht beinand!"

Jetzt traf mich ein Blick Settchens der nur allzu deutlich besagte: „Wann der Mensch Kartoffelkraut im Kopp hat anschdatt Gehern, da muß mer Nachsicht hawwe." Schmunzelnd quittierte ich diesen Blick und dann steuerte ich als „einheimischer" Fremdenführer meine Landsleute durch das Gewühl . . .

„Wia g'fallt Gahna nachher dee Wies'n, Herr Nachbar?"

„Großaadich! Wisse Se, mir Frankforter hawwe was iwwrig for vergniegte Mensche! Da is unser Juxplatz e Lillibudaner dagege! Unn den Dorscht, wo die Leut hier hawwe, — so viel Ebbelwoi wächst uff der ganze Welt net! Hawwe Se schon emal Ebbelwoi gesoffe?"

„Noch nia net!" log ich tapfer.

„Aarm Menschkind! Da hawwe Se bis jetzt Ihr'n Schnawwel unnitz dorchs Lewe geschleppt! — Gott was e Radau, merr versteht sei eige Wort net! Da könnt' merr die Kränk kriehe, wann so zeh' Musikkapellcher gleichzeitig browiern, wer am lautste blose kann. — Was gebbts denn do zu gucke? Drei Riesemädercher?"

„Die möcht ich emol gucke" meinte Settchen. „Vielleicht hawwe se Buwiköpp? Die Fraa Bender von der Hochstraß, des is aach so e Dickworz! Wasstde, von dene Radioartikel — Benders, e geborene Miller, e Schwester davoo' is nach Hamborg verheirath', die wo den Prozeß gehabbt hawwe wege dem Gartezaun — — —"

O du liebe Frankfurter Spezialität, die Personalakten der ganzen Einwohnerschaft im Kopf zu haben weit ausführlicher, als irgendeine Behörde sie besitzt! Daran erkenn' ich meine Pappenheimer!

„Naa, Settche, zu dene Riesennadame lass' ich dich net! Fett steckt aa! Ich habb hunnertzwölf Pfund geheirath' unn kaan Luftballo'! In der Biewel steht: „Er soll dein Herr sei', awwer net dein Sandsack!"

„Fahren S' halt amal Achterbahn!" ermunterte ich.

„Net um die Welt!" rief der junge Ehemann. „Daß merr mei Deckel derrvo' fliegt! Mei Mage braacht kaa Lupping-se-Lupp! Ich habb schon genug gesehe: zuerscht war'n merr im Hippodrom — —"

„Da is'r uff so e Gäulche gehippt, und gleich uff der annern Seit widder erunner! Mei Mann hat kaa Dalent zum Kauboi! Awwer 's geschieht derr ganz recht: reit du uff dei'm Kontorstuhl, statt uff dene arawische Hengstwallache!" —

„Unn wie is es dir uff'm Deiwelsrad gange? Da haste mit dir selwer Drehtopp gespielt! Ich saach Ihne, mei Fraa des is die geborene Kegelkuchel! Kaum is losgange, bums, alle neun!! 's nächste Mal, da schnallste derr e „Siesta" hinne druff, daß de wächer fällst!"

O du gebenedeite Frankfurter Uz-Luft, du köstliches, urfrankfurterisches Behagen am gegenseitigen derben und doch so harmlosen „Frozzeln"!

„Unn beim Rieseweib finn mer aach gewese! Wann die im Parterr' vom Stuhl uffsteht, stößt se mit'm Kopp owwe an de Wetterfahn'! Wann die beim Tietz mit'm Lift fährt und die annern Leut' sin noch im ersten Stock bei de Glaswaarn, is die schonn mit ihr'm Kopp bei de Lebensmittel! Settche, wer merr bloß kaa so Punktorm! Ich habb kaa Luft, jeddesmal ersch e Verkehrsfluchzeig zu besteie, wann ich derr'n Gudnachtschmatz gewwe will!"

„Unn dann hat mei Mann de Lukas haache wolle! Awwer der Lukas hat nix gespiert! Philippche, de werst noch Ehrenmitglied vom Lukasschonverein! E schee Sort, die heutige Männer! E jedder e Vexierbild: „Wo sin die Muskeln? E Ohnmachtsanfall als Belohnung for de ehrliche Finner!"

„Deszweng moan i halt" dämpfte ich, „mir stärk'n uns a bisserl und trink'n a Maß!"

„Awwer daß de merr kaan gebratene Ochs derrzu bestellst," mahnte Philipp. „Geflegel is nix for dich!"

Und bald saßen wir in einem der Bierzelte und ließen es uns schmecken. Settchen fand zwar, so ein Maßkrug sei ein „e bissti groß Dippe", aber bald bewies sie, daß sie auch mit großen Dippen umzugehen wußte. Es ist mir unbekannt, ob meine Landsleute einst in der Schule sich im Auswendiglernen von Gedichten besonders ausgezeichnet hatten, das Gedicht „Oans, zwoa, drei, g' suffa" lernten die jedenfalls mit beachtenswerter Schnelligkeit auswendig. Und sagten es immer von neuem auf.

Bis Frau Settchen ihren ersten Versuch, in die Schuhnummer der seligen Xantippe zu treten wagte und gebot: „Jetzt werd haamgange!s Dr fängst scho aa, liebenswerdig zu wern, e schlimm Zeiche bei Ehemänner!"

Da hielt ich's nicht länger aus und sagte: „Redde Se kaan Stuß, klaa Madammche! Philipp, dagebliwwe werd!! Wer waass, wann mer widder so jung beisamme hocke!"

Philipp erstarrte — als ob der Lukas ihn gehauen hätte — seine Augen weiteten sich — himmlische Begeisterung verklärte seine Mienen — dann kam es jauchzend von seinen Lippen:

„Du bist ja aach von Frankfort, schepp Oos!"

Und — „in den Armen lagen sich beide."

An diesem Abend wurde noch manche Maß auf das Blühen Frankfurts und Münchens geleert . . .

Phantastik des Lebens.

Eindrücke von ersten internationalen Kongreß für experimentelle Zellforschung.

Von Dr. Fritz Schaper.

Der Lai glaubt gewöhnlich, daß die Erforschung der Natur, und vor allem der belebten Natur, die Zoologie, die Botanik, die Biologie und gar die Medizin die Natur entweihe, das Geheimnis des Lebens materialisiere, und Nüchternheit an die Stelle des Wunders setze. Aber wenn er nur einmal einen Blick in ein Mikroskop tun darf, so wird er vielleicht ahnen, welche glücklichen Momente dem Naturwissenschaftler zuweilen beschieden sind. Doch sind für diesen solche Augenblicke tatsächlich viel seltener. Und ganz selten ist es, daß ein naturwissenschaftlicher Kongreß über den Rahmen des gesellschaftlichen Zusammenkommens hinaus wesentliche Eindrücke vermittelt. So ist es denn eine ganz einzigartige Ausnahme, daß der Kongreß für experimentelle Zellenforschung, der zum ersten Male die Forscher der ganzen Welt in Budapest vereinigte, auch den erfahrensten Fachleuten nicht nur Eindrücke, sondern Erlebnisse bot.

Was machen diese merkwürdigen Menschen, die sich mit experimenteller Zellforschung beschäftigen? Sie untersuchen das Leben der Zelle direkt, sie suchen also in die Geheimnisse der Bausteine tierischer und pflanzlicher Wesen einzudringen. Da die Größe dieser Bausteine unterhalb der Beobachtungsmöglichkeit des menschlichen Auges liegt, versteht es sich von selbst, daß alle diese Untersuchungen sich der feinsten Methoden und der feinsten Instrumente bedienen müssen, wie des Mikroskops, ja des Ultramikroskops, der Mikrophysik und der Mikrochemie.

Man kann heute fast alle Arten von tierischen Geweben außerhalb des Körpers in einem Gläschen endlos am Leben erhalten. Diese Gewebe sind also tatsächlich körperlich unsterblich. Auf dem Kongreß zeigten nun Dr. Albert Fischer und seine Schüler Dr. Fritz Demuth und Dr. Hans Laser aus dem Kaiser-Wilhelm-Institut in Dahlem, daß es gelungen ist, aus gesunden, normalen Geweben im Reagenzglase durch die Einwirkung von außerordentlich kleinen Mengen von Arsen oder von Teer bösartige, krebsige Gewebe zu machen, Gewebe, die bei Uebertragung auf ein Tier bösartige Geschwülste, Krebse, erzeugen, an denen das Tier mit Sicherheit zugrunde geht. Das Unheimliche daran ist, daß, nachdem eine einzige Zelle einmal diese schlimme Eigenschaft erworben hat, sie diese auf ihre Tochterzellen überträgt, ja daß sogar noch im Tode diese Zellen das größte Unheil anrichten können, weil sie gerade beim Absterben Stoffe von sich geben, die zur Verdauung von Eiweiß und damit zur Vernichtung von lebender Substanz führen. Die sterbenden Zellen vernichten das normale, gesunde Leben.

Die Vitalfärbung bedient sich bestimmter Farbstoffe, die in gewissen Mengen von dem lebenden Organismus und von der einzelnen Zelle aufgenommen werden können, ohne daß hierdurch die Zelle in ihrer Lebensfähigkeit oder auch nur in ihrer Lebenstätigkeit irgendwie beeinträchtigt würde. Professor Eickhorn aus Prag zeigte nun, daß es gelungen ist, durch ganz feine Veränderungen in der Zusammensetzung solcher Farben Färbungen ganz bestimmter Zellen, ja sogar spezielle Färbungen nur von solchen Zellen zu erhalten, die sich in einem ganz bestimmten Zustande befinden. Von sämtlichen Zellen eines Tieres nehmen z. B. bei der einen Art von Färbung nur diejenigen die Farbe auf, die atmen. In einem anderen Falle färben sich nur ganz bestimmte Muskeln, wieder in einem anderen ganz bestimmte Abschnitte von Nerven oder vom Gehirn. Mit Färbung von Nervenabschnitten ist eine geradezu sensationeller Versuch geglückt. Färbt man mit einer bestimmten Farbe einen bestimmten Nerv und reizt ihn dann durch vorsichtiges Berühren an seinem äußeren Ende, so entfärbt sich der Nerv plötzlich und zwar in der Richtung vom Gehirn her zur Reizstelle. Bald danach setzt in umgekehrter Richtung eine Wiederfärbung ein. Mit diesem Versuch ist zum ersten Male der Ablauf der Reizleitung im Nerven und die Wiederherstellung des Ruhestandes im eigentlichen Sinne des Wortes sichtbar gemacht worden.

Das dritte neue Hilfsmittel ist die Mikrokinematographie. Hier kommt es eigentlich weniger auf Schnellaufnahmen an, d. h. auf gewöhnliche kinematographische Aufnahmen oder gar auf Aufnahmen mit der Zeitlupe, weil alle Bewegungen in der Zelle mit ziemlicher Langsamkeit erfolgen. Gerade das um-

gekehrte ist von größerer Wichtigkeit, die Zeitraffung. Es müssen die langsam erfolgenden Vorgänge in den Zellen, die gerade wegen der großen Zeitspanne, in der sie erst erfolgen, dem beobachtenden Auge entgehen, durch einen beschleunigten Ablauf sichtbar gemacht werden. Es werden einfach nur alle 10, 20 oder 30 Sekunden oder nur alle Minuten oder Viertelstunden Aufnahmen des mikroskopischen Bildes der lebenden Zellen gemacht. Man läßt dann den Film mit dem Projektionsapparat in der gewöhnlichen Geschwindigkeit ablaufen, wodurch man sich die tatsächlichen Vorgänge je nach Belieben mit einer zehn- hundert- oder tausendfachen Beschleunigung vorführen kann. Aus ganz langsam verlaufenden Prozessen, die infolge der Ermüdung des Auges bei indirekter Beobachtung im Mikroskop gar nicht genau zu sehen sind, wie z. B. die Teilung von einer Zelle in zwei Tochterzellen, werden jetzt oft außerordentlich dramatische Szenen. Professor Canti aus London führte solche Filme vor. Mit Bewunderung sah man in lebendigen Bildern das Wachsen, Wandern und die Teilung von Zellen, sah, wie die einzelnen Zellen in Beziehungen mit einander treten, wie bösartige Zellen sich ganz anders, viel freier und lebendiger verhalten, als gesunde, normale Zellen, sah die Tätigkeit der weißen Blutkörperchen, sah schließlich den Tod der Zellen z. B. unter dem Einfluß von Röntgenstrahlen und Radium. Bei der Zellteilung sah man nicht nur die bekannten Erscheinungen, daß sich der Kern der Zelle in kleine, stäbchenartige Gebilde umwandelt, von denen je die Hälfte nach einem eigentümlichen Vorgang des Ordnens und Auseinanderweichens in die Tochterzellen übergeht, sondern auch — was man früher noch nicht beobachtet hatte —, daß die Zellen vor der endgültigen Trennung merkwürdige kugelförmige Fortsätze ausstrecken und wieder zurückziehen. Bei dem beschleunigten Ablauf in der Filmprojektion sieht das ganz so aus, als ob die Zellen mit einander boxen. Der ungarische Ministerpräsident Graf Bethlen, der der Vorführung dieser Filme beiwohnte, gab dem Empfinden des Laien ebenso wie des Fachmannes in einer Weise Ausdruck, die es wohl verdient, allgemeiner bekannt zu werden. Er sagte, daß der größte Eindruck für ihn gewesen sei, zu sehen, wie auch die einzelne Zelle — ganz wie der Mensch — unter Wehen geboren werde und wie der sterbende Mensch in sich zusammensinke beim Tode. Mit dem neu Geschauten scheine ihm das Wunder des Lebens noch um vieles größer als vorher. Und tatsächlich müssen auch wir Forscher, die wir nüchterne Menschen einer nüchternen Zeit, kalte Mathematiker, Materialisten zu sein glauben, gestehen, daß wir wieder einmal einen Hauch des Wunders gespürt haben, den Atem der unendlichen Gottheit.

Sherlock Holmes gestorben.

Von Karl Leonhard.

Laßt uns traurig sein und einen Nekrolog schreiben.

Viel Gutes ist über ihn zu sagen. Es gab kein Rätsel, das er nicht löste, kein Verbrechen, das für ihn geheimnisvoll war, keine Schleier, die er nicht lüftete, keine Türen, die vor ihm verschlossen blieben.

Seine Augen durchdrangen ägyptische Finsternis, durchschauten Mauern und Kassenschränke, schauten auf den Grund des Herzens und lasen im Gehirne die Gedanken, Liebesbriefe in den Brieftaschen, und ruhten durchdringend auf den verschlossenen Gesichtszügen des kaltblütigen Gegners. So Sherlok Holmes, der Meisterdetektiv. Kein Geräusch entging ihm in der Dunkelheit und kein lautes Gespräch in der Stille.

Nun lebt auch dieser König der Detektive, dieses Genie unter den Kriminalisten nicht mehr. Kein Gregson und Lestrade ärgern sich mehr grün über Holmes, der es immer besser wußte, und als Letzter immer am besten lachte. Hatten alle die Spuren verloren, geht zu Holmes, er findet sie. Und so fand er die Spuren, löste den schwierigsten Fall, und Gregson und Lestrade ernteten Beifall und Lob. Holmes lächelte nur, rieb sich stillvergnügt die Hände, stopfte sich eine neue Pfeife, und spielte dann so verrückte Sachen auf der Geige, daß sein Freund Wattson mit der Zeit das Gehör verlor.

Was sollen wir nun lesen, nachdem Conan Doyle seinen Sherlock Holmes sterben ließ? Daran dachte kein Mensch, der seinen Holmes liebte, daß auch er einmal den Weg alles Irdischen gehen mußte. In einem Gebirgsschacht ließ ihn Conan Doyle stürzen und elend sterben. Ausgerechnet in einem Gebirgsschacht, wo es doch tausend heldenmütigere Arten des Sterbens und Sichverteidigens für einen so großen und berühmten Meisterdetektiv gibt. Welche Schlachten hatte er schon geschlagen, sich damit einen Heldentod auf dem Felde der Ehre verdient, und wie oft schoß der Revolver, stach das Messer, zog die Schlinge, und er mußte ausgerechnet in einen Gebirgsschacht stürzen. Hätte Conan Doyle keinen besseren Tod erfinden können, einen im Verbrecherviertel Londons, in den Kaschemmen des dunklen Paris, in den Katakomben Roms, muß er seinen Sherlock Holmes sterben lassen wie viele „gewöhnliche" Sterbliche?

Conan Doyle hat einen Verrat an seinem Sherlock Holmes begangen. Er hätte ihn wie einen Helden sterben lassen sollen, wenn er sich schon vor der Vaterschaft von Sherlock Holmes drücken und ihn nicht mehr länger leben lassen wollte, verdiente ein hübsches Geld daran, erfreute Jung und Alt, gab der Jugend einen Freund und Begleiter, ihren Träumen einen Helden, und nun wird ihm seine geniale Phantasiegestalt allmählich lästig, er schämt sich seiner, und läßt ihn unrühmlich, ohne Aufsehen sterben. Hat das Sherlock Holmes verdient? Mit seinen Taten und Abendteuern, Listen und Schlichen?

So leicht trennen sich die Menschen von einem liebgewordenen Bekannten nicht, am allerwenigsten von Sherlok Holmes, dem Manne mit der eisernen Energie, dem sprichwörtlichen Scharfsinne, der Kaltblütigkeit, Entschlossenheit. Und so schreiben sie an den Vater des Sherlok Holmes, an Conan Doyle, den Abgestürzten wieder leben zu lassen und ihn weiteren Abenteuern zu Nutz und Frommen der lieben Leser entgegenzuführen. Doch vergeblich appellieren die Freunde von Sherlock Holmes an das Mitgefühl Conan Doyles, er hatte kein Interesse mehr an seinem Meisterdetektiv, geht gleichgültig an dem Tode seines einstigen Lieblings vorbei, und läßt den Toten den Toten.

Sherlock Holmes wurde das Opfer des Spiritisten Conan Doyle. Konnte einst der Meisterdetektiv gegen tausend Feinde auferstehen und sie schlagen, so kann er aber nicht leben ohne den Willen Conan Doyles. Und der will halt nicht mehr. Vielleicht erleben wir noch, daß der Geist von Sherlok Holmes eines Tages von dem Spiritisten Conan Doyle zitiert wird, und dann eine Serie Sherlok Holmes Geschichten auf spiritistischer Grundlage herauskommen. Mit diesem Holmes wollen wir dann aber nichts zu tun haben, wie wir auch nichts von dem Spiritisten Conan Doyle wissen wollen.

Laßt uns traurig sein und dem Andenken von Sherlok Holmes eine Träne nachweinen. Er ist gestorben, verschwunden aus der Literatur, und lebt nur noch in der Erinnerung seiner dankbaren Leser. Und die wollen in London ein Sherlock-Holmes-Denkmal errichten. Tausend Pfund Sterling haben sie schon. Nur wird der Londoner Magistrat keinen Platz für dieses Denkmal hergeben. Mit Recht fürchten sie, daß London auf einmal sämtlichen Dichterklauen aus der englischen Literatur Denkmäler setzten müßten.

Das wäre selbst für das 7 Millionen-London reichlich viel!

Laßt uns des abgestürzten Sherlok Holmes auch ohne Denkmal gedenken, und wenden wir uns ab von Conan Doyle, dem Rabenvater und Mörder seines ehemaligen Lieblings.

Aus aller Welt.

Das rotierende Haus. Zwei französische Architekten haben ein Haus fertiggestellt, das aus Stahl und Beton gebaut ist und mit Hilfe eines elektrischen Motors im Verlaufe einer Stunde sich vollständig um seine Achse dreht. Das Haus wird auf 350 000 Frank geschätzt und dürfte daher nur für Millionäre in Frage kommen.

Mit 43 Jahren Urgroßmutter. Frau Mirjam Apijan Hanoum von Ispahan ist zweifellos die jüngste Urgroßmutter der Welt. Mit 14 Jahren bekam sie eine Tochter, Myrria, die mit 15 Jahren Mutter eines Mädchens wurde, das Zelfa genannt wurde. Und die junge Zelfa, die jetzt 14 Jahre alt und mit einem hohen persischen Beamten verheiratet ist, hat vor kurzem einem Jungen das Leben gegeben. So ist denn Mirjam Apijan mit 43 Jahren Urgroßmutter, und es ist daher sehr leicht möglich, daß sie noch vor Vollendung ihres 60. Lebensjahres Ururgroßmutter wird und damit einen Rekord aufstellt, der schwer zu schlagen ist.

Ultraviolettes Brot. Ein Bäckermeister in Chester ist auf den Gedanken gekommen, sein Brot mit ultravioletten Strahlen zu behandeln. Wissenschaftliche Untersuchungen in der letzten Zeit haben ergeben, daß die Behandlung von Nahrungsmitteln durch diese Strahlen eine bedeutende Vermehrung des Vitaminegehaltes zur Folge haben.

Auch die Ameisen haben ihren Friedhof. In den Schweizer Alpen, etwa in 2300 Meter Höhe, fand Dr. Stöger unterhalb der untersten Bruttkammer eines Nestes der Formica pratensis eine übereinander gelegte Anhäufung von Ameisenleichen. Zwar keine solche unterirdische Begräbnisstätte, sondern ein offen daliegendes Massenleichenfeld wurde auch schon früher, gleichfalls in der Schweiz (zu Glattfelden im Kanton Zürich) durch Heinrich Kutter entdeckt. Viele Tausende von toten Ameisen bedeckten an einem Waldrande der Straße zum Dorfe in einer Länge von 25 Meter und einer Breite von 1½ Meter den Boden. Merkwürdig war dort, daß sich unter den toten Ameisen-Arbeitern eine ganz unverhältnismäßig große Anzahl (der dritte Teil!) von völlig entflügelten Königinnen vorfand, wofür die Forschung noch keine Erklärung weiß.

Fröhliche Ecke.

Das Traumorakel.

„Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Treffer in der Lotterie."

„Danke schön. Und wissen Sie, daß ich mir meine Nummer 42, die gewonnen hat, selbst ausgewählt habe?"

„Wie sind Sie denn darauf gekommen?"

„Ganz einfach. Mir erschien im Traum eine große 7 und in der nächsten Nacht wieder eine 7. Da habe ich mir gedacht: 7 mal 7 ist zweiundvierzig, und die Nummer hab' ich genommen."

Zu spät.

Leutnant Basedow mußte am 1. einen Wechsel über 2000 Mark einlösen. Fünf Tage vorher begab er sich auf die Geldsuche. Erfolglos. Schließlich kam ihm der Gedanke, es mit einem Los der Staatslotterie zu versuchen.

Er ging zu einem Lotteriekollekteur und fragte. „Was kann ich auf ein Achtellos gewinnen?"

„2500 Mark, mein Herr!"

„Oh, wann ist denn Ziehung?"

„Am 15. nächsten Monats, mein Herr!"

„Wie schade. Dann kann ich es nicht gebrauchen. Aber können Sie es den nicht machen, daß die Ziehung schon am 31. stattfindet? Ich brauche nämlich das Geld schon am ersten!"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.